

"Ich kann dieses Jammern nicht genug beschreiben."

Die Hungersnot von 1770 bis 1772 im Spiegel der
Steinerschen Chronik von Sonneberg



Johann Martin Steiner (1738–1805) aus Sonneberg. Reproduktion: K.-D. Zeuschel, Sonneberg

Krieg, Teuerung und Hunger bildeten für unsere Vorfahren eine apokalyptische Dreierheit der Not. Als existentielle Bedrohung bestimmten sie das Fühlen und Denken und damit schließlich das Handeln weiter Bevölkerungskreise. Vor 200 Jahren war die Sorge um das tägliche Brot der hauptsächlichen Lebensinhalt der einfachen Waldbevölkerung im "Meininger Oberland", und dies selbst in guten Jahren.

Die Feststellung ist keine Übertreibung. Man muß sich nur einmal die Lebenssituation, in die der typische Untertan hineingeboren wurde, am Zahlenbeispiel verdeutlichen: Wer damals konfirmiert wurde, hatte wenigstens ein Notjahr überlebt, in aller Regel jedoch zwei und in gar nicht so seltenen

*Ich schlüpfte in kein neues Hemd,
Hab nicht die Tinte abgerieben,
Mir wurde auch das Wort nicht fremd,
Womit den Hunger ich beschrieben.*

*Doch daß die Qualen nennt kein Wort,
Mußt' ich es nicht schon vorher wissen?*

*Ich suchte es und trag's hinfort
Als schwere Bürde im Gewissen.*

Boris Pasternak, Aus: "Hunger", 1922

Fällen sogar drei; denn im statistischen Mittel war jedes vierte bis fünfte Jahr mit Drangsalen für die Familien der kleinen Leute verbunden. Es gehörte Glück dazu, alles ohne Schaden an Leib und Leben zu überstehen. Nahezu jedem dritten seiner Altersgenossen – so kann man weiter ausrechnen – stand dieses Glück nicht zur Seite. Man kann nicht anders als erschrecken, wenn man in den Kirchenbüchern auf die langen Listen der toten Kinder stößt. Natürlich waren die Notzeiten nicht der einzige Grund für ihre hohe Sterblichkeit, sicher sind sie nur Teil eines komplizierten Bedingungsgefüges, genauso sicher aber auch kein unbedeutender.

Ganz im Gegensatz zu ihrer gesellschaftlichen Wirkung spielen die Hungersnöte in vielen geschichtlichen Darstellungen keine Rolle. Auch hier mögen die Ursachen vielschichtig sein, eins aber ist gewiß: Die tägliche, ganz und gar untragische Not ist kein attraktiver Erzählstoff. Jeder, der von ihr gepackt wird, möchte sie gerne verstecken, und am meisten von ihnen der zur Analyse Berufenste, weil dieser immer ohne eigentliche Schuld in die beklemmende Situation geraten ist. Die Verse Pasternaks sind dafür nur ein Beispiel. So mag es kommen, daß an originären Quellen nur selten Wertvolles überliefert wurde.

Um so mehr beeindrucken die Ausnahmen. Eine davon soll im Mittelpunkt dieser Reflexionen stehen.

1. Johann Martin Steiner – Sonnebergs Chronist zur Goethezeit

Im Sommer 1757 entschloß sich ein junger Sonneberger Schachtelmaler – er war gerade 19 Jahre alt, sorgte aber schon jahrelang für das elterliche Geschäft – ohne eigenes Zutun „alle diejenigen Geschichten von Amt und Gericht Sonneberg zu melden, was ich mit eigenen Augen gesehen und mir selbst und meinen Mitbürgern zu dieser Zeit widerfahren.“ Er ist diesem Vorsatz ein Leben lang treu geblieben, auch wenn das, was er mitzuteilen hatte, oft, allzu oft nur mit zitternder Hand und tränenden Augen niederzuschreiben war.

Es war kein alltägliches Unterfangen, das er sich da in aller Stille vorgenommen hatte. Johann Martin Steiner (1738–1805), so der Name unseres Chronisten, schien weder durch seine Herkunft aus einer einfachen Fabrikantenfamilie, die zudem früh den Ernährer verloren hatte, noch durch seinen Bildungsgang oder gar durch seine Stellung innerhalb der Bürgerschaft zu einer solchen Aufgabe prädestiniert. Was er dafür mitbrachte, war ein stets wacher Sinn für alles, was seinen Lebensweg kreuzte; Mitgefühl für den Nächsten und nicht zuletzt das anerzogene Pflichtbewußtsein seines Berufsstandes, eine einmal angefangene Arbeit auch zu Ende zu führen. Erst eine lange, schwere Erkrankung konnte ihn drei Jahre vor seinem Tode zur Aufgabe zwingen. Fünfundvierzig Jahre notierte er Ernstes und Heiteres, friedliche Tätigkeit und kriegerische Drangsale, wie es eben in seinen Gesichtskreis trat und des Erinnerns wert empfunden wurde. Nicht alles ist für den heutigen Leser bedeutsam, immer aber spürt man, wie der Autor die eigene Person in den Hintergrund stellt. Ein schöneres Lob kann sich kein Chronist verdienen.

Dies trifft insbesondere für seine Aufzeichnungen zur großen Hungersnot von 1770 bis 1772 zu, die nach Ansicht aller Beurteiler zum Eindrucksvollsten gehört, was über dieses Jahrhundertereignis geschrieben wurde.

Es sind Gefühle und Beurteilungen eines klugen und aufrechten, wenn auch politisch einflußlosen Mannes. Schon allein deshalb ist die „Steinersche Chronik“, so nannte man die Aufzeichnungen später, ein Glücksumstand für die Nachgeborenen. Niemand bezweifelt, daß sich die gleichen Vorgänge aus den Archiven erschließen ließen, vielleicht sogar vollständiger, gewiß aber unter umfangreicheren Fragestellungen. Immer aber sind diese Akten aus obrigkeitlichen Bedürfnissen entstanden; nie vermögen sie Not und Verzweiflung des Betroffenen unmittelbar wiederzugeben. Schon immer war die Sprache der Akten kaum einmal die Sprache des Herzens.

Steiners Darstellung wird dagegen immer beeindrucken. Gleichwohl hat ein heutiger Leser Fragen, die dem Chronisten nie in den Sinn kamen. Unter diesem Aspekt wurde einerseits aus Steiners Aufzeichnungen ausgewählt und mitunter anders angeordnet, zum anderen wurden auch weitere sozialgeschichtliche Fakten einbezogen. Bei allem ging es mir nicht um größere Vollständigkeit, sondern um die Überwindung des Abstands. So hoffe ich, „im Spiegel der Steinerschen Chronik“ nicht nur an eine Notzeit zu erinnern, sondern sie vor allem ein wenig durchschaubarer zu machen und mich mit beidem von Steiners ursprünglichen Wirkungsabsichten nicht zu entfernen.

2. Abergläubische und Aufklärung

Steiners Annalen fallen in die Epoche der Spätaufklärung. Deren Spuren sucht man allerdings vergebens in seinen Niederschriften. Als Angehöriger der einfachen Bevölkerungskreise war er es gewohnt, die Himmelserscheinungen zu registrieren, immer voller Sorge, auf ein ungünstiges Vorzeichen zu stoßen.

Als im Herbst 1769 ein selten schöner Komet – seine Schweiflänge betrug 60° , nach anderer Darstellung sogar 90° – viele Nächte lang zu sehen war, äußert sich Steiner noch neutral, abwartend: „1769: Im Monat September hat sich allhier, und soweit man nur von allen Orten und Ländern gehört, ein Kometstern hat sehen lassen, welcher also beschaffen gewesen, daß an ihm ein sehr lan-

ger Strahl gestriemt, gleich einem langen Schweif anzusehen. Es hat sich jedermann darüber verwundert. Der Stern hat immer in der Nacht gegen 11 Uhr angefangen zu scheinen und sich vierzehn Tage bei uns sehen lassen."

Bald darauf kam es zu einigen eindrucks-
vollen Nordlichtern, wie sie in Mitteleuropa
sehr selten sind. Ihre Natur war Steiner ver-
mutlich vollkommen unbekannt; denn nun-
mehr ergänzt er die Beschreibung durch einen
kurzen, aber bezeichnenden Kommentar:
"1770. Im Monat Januar ist verschiedene Male abends gegen 5 Uhr der Himmel mit vielen blutroten Strichen gefärbt gewesen, wovon alles hell beleuchtet, auch der Schnee und alles, was man angesehen, röthlich erschien, und ist solches allhier und in den angrenzenden Orten von allen Menschen durch die ganze Nacht mit größter Verwunderung und Schrecken angesehen worden. Am Morgen, da die Sonne aufgehen wollte, ist alles wieder vergangen. Nun kann man nicht wissen, was Gott für ein Verhängnis bei diesem Wunder über uns ergehen läßt."

Als schließlich nach einem zeitigen Früh-
jahr Ende März der Winter wieder zurück-
kehrte und viele Vögel die Nähe mensch-
licher Behausungen suchten, bestand für ihn
kein Zweifel an der Deutung der "Zeichen".
Der Aberglaube hatte gesiegt. Folgerichtig

bestätigt es die nächste, im Dezember 1770 geschriebene Eintragung: "Noch im Monat Juni haben es alle Menschen erfahren, was dieser Kometstern und die gedachten Vögel bedeuten, hat doch bei uns und in allen Gegenden eine große Teuerung angefangen. Es kostete im Jahre 1769 ein Simmern Korn 2 Gulden, im Juni 1770 schon drei Gulden, und was man an Lebensmitteln brauchte, ist alles im Preis aufgeschlagen. Jeder lebt in großem Kummer."

Angst ist ein schlechter Ratgeber. Bedarf es einer weiteren Begründung, warum sich ein vernünftiger Umgang mit den Himmelserscheinungen so schwer durchsetzen konnte? Wer die Geschichte rational betrachtet, hat jedenfalls keinen Anlaß, hochmütig auf dieses irrationale Verhalten unserer Vorfahren zu blicken. Man bedenke nur, daß für uns die letzte Notzeit 45 Jahre zurückliegt. Der Zufall will es, daß Steiners Aufzeichnungen genauso viele Jahre umfassen; er aber mußte nicht weniger als neun Notzeiten zählen, kleinere Drangsale wie bloße Einquartierungen gar nicht mitgerechnet. Wer so in Sorge um sein täglich Brot lebte, in ständiger Furcht vor der nächsten Katastrophe, der mußte für abergläubische Prophezeiungen empfänglich bleiben; und selbstverständlich kam Steiner niemals in den Sinn, daß seine Zeichendeutungen mit der christlichen Denkweise unvereinbar sein könnten.

Tabelle 1: Entwicklung des Kornpreises in Sonneberg (nach Steiner und Kirchenbuch Steinach)

Zeitpunkt	Gulden/Simmern	Pfennige/Liter*	Pfennige/Kilogramm*
1769	2,0	5,3	7,63
1770, Juni	3,2	8,5	11,78
1770, Dezember	5,0	13,26	18,40
1771, März	5,5	14,67	20,36
1771, April	8,0	21,22	29,45
1771, Juli	16,0	42,43	58,90
1772, Juli	10,5	27,80	40,06

* Der Wert wurde rechnerisch nach folgenden Beziehungen erschlossen:

1 Fränkischer Gulden (1 fl.fr.) = 15 Batzen = 60 gute Kreuzer = 240 gute (fränkische) Pfennige
1 Coburger Simmern = 90,5 Liter (1) = 65,2 Kilogramm (kg)

3. Not und Brot

Etwa seit 1740 wurde im Sonneberger Gebiet die Kartoffel angebaut, in den Industriorten des Gebirges vielleicht sogar schon früher; denn in Neuhaus/Rennweg soll sie schon 1721 "im größeren Maße" vorhanden gewesen sein. Wie es auch im einzelnen war, die Waldbevölkerung jedenfalls empfand sie als wahren Segen und sorgte in wenigen Jahren für ihre allgemeine Verbreitung. Trotzdem spielte die Getreidenahrung nach wie vor eine große Rolle; und immer noch ließ sich das Ausmaß der Teuerung am Korn- und Brotpreis quantifizieren. Beide, so muß man allerdings bedenken, wurden staatlich festgelegt, nicht etwa durch den Markt reguliert. Der Grund ist einsichtig: Lebenswichtige Güter sollten nicht zum Spekulationsobjekt herabsinken. Allein, die Absicht war in Notzeiten so wirkungslos, wie sie im tiefsten Grunde ehrenwert war. Obwohl sich der offizielle Getreidepreis an der Wirtschaftslage orientierte – denn lebensfremd war keine Regierung –, konnte er dennoch nicht den Schwarzmarkt verhindern. Dessen Preise lagen wenigstens 15% bis 20% über den staatlichen.

"In Notzeiten werden kleine Brötchen gebacken." Vor 200 Jahren war dieser Ausspruch noch wörtlich zu nehmen. Anders als heute mußten die Bäcker Brot und Semmeln – Zuckerbäckerei blieb ausgenommen – zu

einem feststehenden Preis anbieten. Diese Eigenheiten im Backwesen und Brothandel ergaben sich aus dem staatlichen Preisdictat für das Brotgetreide, dem zwangsläufig Back-und Verkaufsvorschriften folgen mußten. Den schwankenden Getreidepreisen wurde mit einer entsprechenden Variation des Brotgewichts (eigentlich: der Brotmasse) begegnet, die in amtlichen Tabellen fixiert waren. Im Sommer 1771, als die Not ihren Höhepunkt erreichte, scheint ihre Variationsweite nicht ausgereicht zu haben. Wie Steiner berichtet, hat man das Brot schließlich pfundweise verkauft. *"Da ich einen bekannten Freund am Föritzer Müller hatte, so war ich gesonnen, bei demselben etliche Pfund Brot für meinen Haushalt auszubitten. Begegnete mir unterwegs ein allhiesiger Bäcker namens Jakob Bischof und dessen Magd, welche für 16 Gulden Mehl auf dem Rücken hatte und von Köppelsdorf hierher trug, und welches die dortige Müllerswittib von einem Fuhrmann erkaught hatte, solches aber dem Bäcker nur auf großes bitten wieder abgegeben. So bin ich auf des Bäckers Versprechen von meiner Reise wieder umgekehrt, und als nun gedachtes Mehl gebacken, haben sich die Leute zu Haufen versammelt und kaum vor Hunger erwarten können, bis das Brot ausgebakken, haben das Pfund mit zwei Batzen bezahlen müssen. Es wurde gleich warm gegessen. Die aber nichts mehr bekommen, sind mit weinenden Augen davongegangen."*

Tabelle 2: Gewicht (Masse) des Sechs-Kreuzer-Brotes (6 Kreuzer = 2 Groschen)

Zeitpunkt	Gewicht in Pfund (lb)	Masse in Gramm (g)
1769	6	2976
1770, Juni	3 3/4	1860
1770, Dezember	2 2/5	1190
1771, März	2 1/6	1076
1771, April	1 1/2	744
1771, Juli	3/4	372
1772	1 1/10	550

1 Pfund (lb) = 496 Gramm (g)

1 Batzen = 4 Kreuzer = 16 Pfennige

In anderen fränkischen Gegenden muß die Obrigkeit strenger auf die Einhaltung der Backvorschriften geachtet haben. Aus Nürnberg ist die Darstellung eines "Hungerbrotes" überliefert. Sie gab die Anregung für die folgende tabellarische Aufstellung und das Foto, die beide trotz ihres hypothetischen Ansatzes von hohem informellen Wert sein dürften. Es ist nicht schwierig, sich Zwischenschritte vorzustellen und so den Ängsten der Familien nachzufühlen, wenn das Brot von Monat zu Monat und schließlich von Tag zu Tag kleiner wurde, bis schließlich überhaupt nichts mehr zu bekommen war.

4. Die Qual der Not

Preistabellen, so unverzichtbar sie auch sind, geben nur ein abstraktes Abbild der Not. Wer aber hat die Kraft, die Qual des Hungers in Worte zu fassen? Wenn es schon nicht die menschlichen Fähigkeiten übersteigen sollte, gleicht es dann nicht gar frevelhaftem Übermut, die eigene Not in den Mittelpunkt zu rücken? Boris Pasternak, der empfindsame Künstler, hat es so erlebt und sich dennoch der Aufgabe nicht entzogen. Auch Steiner nicht. Mehr noch, hier gewahrt der Leser den ganzen Reichtum seiner Persönlichkeit. Von sich selbst spricht er kaum einmal. Bescheiden, wie er ist, spiegelt sich eigenes Erleiden im Mitleid für den Nächsten wider.

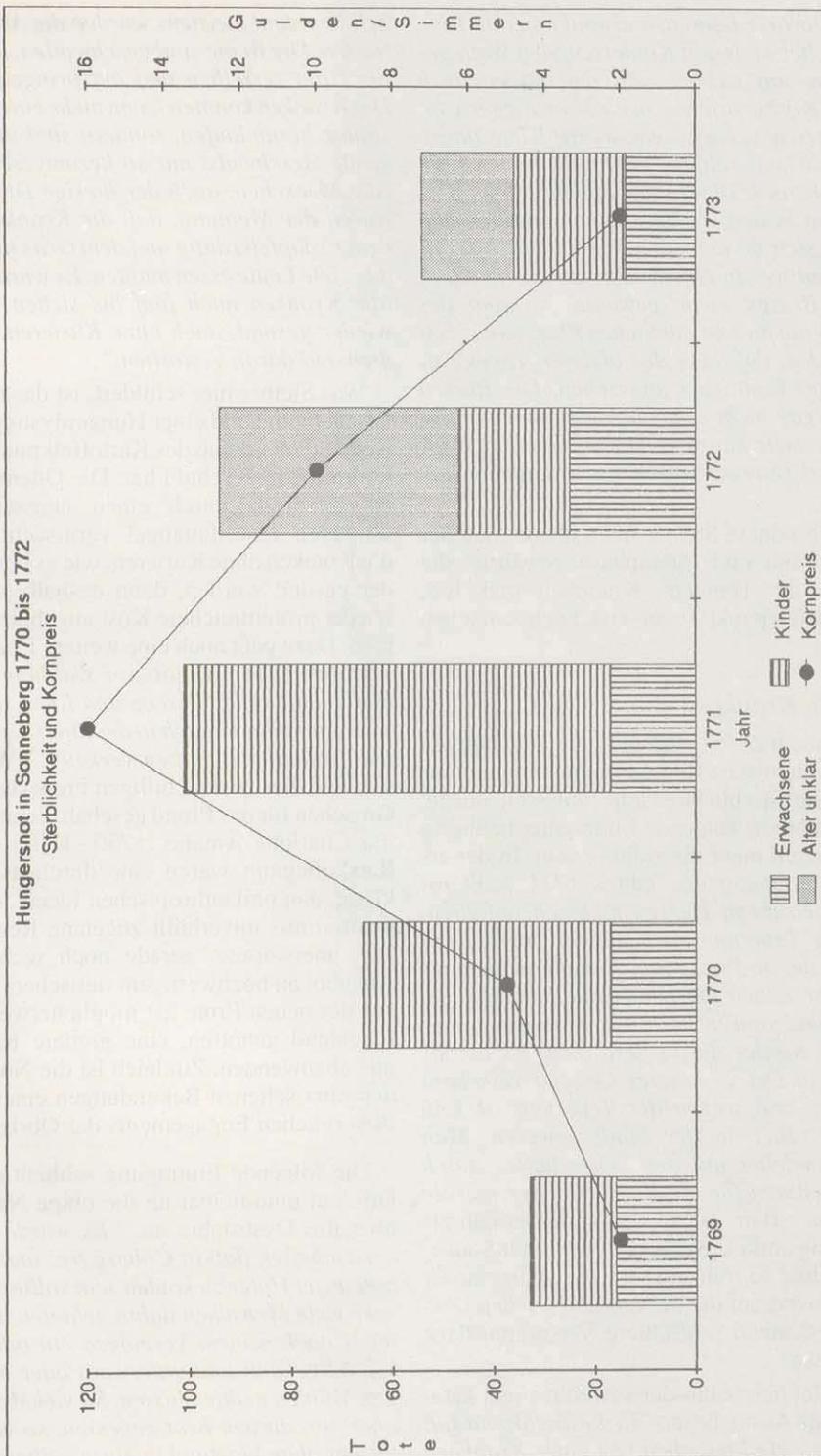
Im Juni 1771, als sich die Krise ihrem Höhepunkt nähert, schreibt er: "Ich muß anjetzo meine Hand und meinen Kiel zwingen, da solche vor lauter Kummer diesen Jammer nicht mehr fortsetzen wollen, derweilen meine Augen voller Tränen und meine Ohren voll vom Geschrei von Eltern und Kindern auf den Straßen und in den Häusern. Haben doch viele Leute in vier Tagen keinen Bissen Brot in den Mund gebracht. Und sowie das Gras aus dem Boden wächst, es mag Namen haben, wie es will, wird solches abgeschnitten und anstatt grünes Kraut gekocht und gegessen. Da nun die Erdäpfel im Felde kaum aufgegangen, so wurden auf allen Feldern solche abgeblattet, daß man nichts als Stiele gesehen. Vom 10. Juni an fiel eine sehr schlimme Regenwitterung ein und hat vier Wochen gedauert, so daß kein Bauer oder Tagelöhnner bei

dieser Teuerung einen Pfennig verdienen konnte." An anderer Stelle heißt es: "In diesem gedachten Juni ist oft in der Stadt in fünf Tagen kein Bissen weißes oder schwarzes Brot zu verkaufen gewesen, so daß sehr viele Menschen erbärmlich vor Hunger herumgefahren sind und sich nicht mehr zu retten wußten, weil sie schon Haustrat nur um wenige Lebensmittel verkauft hatten und nicht für einen Groschen Kredit bekamen."

Notzeiten polarisieren eben gnadenlos, wie nie sonst sind moralische Werte der Prüfung unterworfen. Not ist ein Indikator für Egoismus und jede menschliche Erbärmlichkeit. Aber auch für das Gegenteil. Wer, so wie Steiner, sein Mitgefühl für den Nächsten nicht verlor, übersah auch nicht die folgende Begebenheit: "Ich bin zu dieser Zeit allhier in ein Metzgershaus gekommen, zu dem ansehnlichen Bürger Johann Kaspar Müller, der ein Schwein geschlachtet; und als die Wurstsuppe fertig war, haben sich in der Stube fünfzehn arme Menschen versammelt, welche von den umliegenden Ortschaften und wohl bekannt waren, aber in der langen Teuerung so heruntergekommen, daß sie betteln mußten. Von denselben hatte jedes in der Hand ein Stücklein Brot, das sie durch vieles Flehen vor den Türen bekommen hatten. Der oben gedachte Metzger hat den sehr hungrigen Menschen eine Schüssel mit Wurstsuppe angerichtet und dieselben haben ihre Stücklein Brot hineingeschnitten, um den Tisch herumgesessen und gegessen, als wenn ein großes Gastmahl gewesen, wobei mir und dem Hausvater die Augen übergegangen."

Welch befreiente Menschlichkeit im Nehmen und Geben! Weder die Qual der Not noch das Elend der Verarmung konnte diesen Unschuldigen ihre Menschenwürde nehmen. Solche Szenen kann man nicht erfinden, sie aufzuspüren und dem Gedächtnis der Geschichte anzuvertrauen ist die Aufgabe des Chronisten. Und kein Dichter könnte uns mehr ergreifen als Steiner in seiner schlichten Sprache.

Genauso spürt man seine ungeschminkte Dankbarkeit, als die Heidelbeerzeit heranrückte und den Hunger lindern half. "1771: Zum Trost gab es schon Anfang des Monats



Juli schwarze Beeren, und sind nun alle Tage viele Eltern mit den Kindern in den Wald gegangen, um sich zu sättigen, haben auch ganze Körbe voll mit nach Hause gebracht, die Beeren gekocht, ein wenig Kleie daran gemacht und solches gegessen. Es sind die Menschen wie die Herden Schafe an den Bergen und in den Wäldern herumgelaufen und haben sich an den schwarzen Beeren gesättigt, und wo an einem Tage an einem Fleck keine Beeren mehr gewesen, so sind des Nachts auf diesem nämlichen Platz so viel reif geworden, daß man des anderen Tages solches mit Erstaunen angesehen. Die Beeren haben gar nicht abgenommen, obschon der Sommer sehr lange gedauert. Gott hat Wunder und Barmherzigkeit an uns Armen getan!"

Noch konnte Steiner nicht ahnen, daß der Hunger nur eine Atempause gewährte, die Folgen des Hungers, Krankheit und Tod, ihren Höhepunkt sogar erst noch erreichen sollten.

5. Not, Krankheit, Tod

Es ist ein Zufall, daß zu Beginn der Notzeit eine epidemische Blatternerkrankung auftrat; die hohe Sterblichkeitsrate indessen dürfte, wenn man die folgende Eintragung hellhörig liest, schon mehr als zufällig sein. In der ersten Eintragung des Jahres 1771 heißt es: "Mit betrübtem Herzen muß ich anführen, daß die Teuerung noch währet und die Lebensmittel im Preise immer mehr steigen. Im Februar haben die Kinderblättern sehr gewütet und sind in der Stadt Sonneberg über siebzig Kinder daran gestorben. Es ist zur Zeit kein Ort in unserer Gegend verschont worden, und wegen der Teuerung ist kein Tropfen Bier in der Stadt gewesen. Man mußte solches auf den Dorfschaften durch großes Bitten für die Blatternkinder hierher bringen." Bier galt in der Volksmedizin als Stärkungsmittel. Wenn es in der Stadt Sonneberg schon so frühzeitig fehlte, ist dies sicher ein Hinweis auf die im Vergleich zu den Dörfern bedeutend schlechtere Versorgungslage zu werten.

Schließlich nahm der Eiweißmangel katastrophale Ausmaße an. "In diesem Monat Juli wurden viele Menschen von einer Krankheit

befallen, und meistens wurden die Armen betroffen. Die Beine sind geschwollen, als wenn die Haut zerreißen und aufspringen wollte. Die Kranken konnten kaum mehr eine Viertelstunde herumlaufen, sondern sind durch die große Geschwulst nur so herumgeschwankt. Alle Menschen, auch der hiesige Dr. Schütz, waren der Meinung, daß die Krankheit von dem Erdäpfelkräutig und dem Gras herrühre, das viele Leute essen mußten. Es wurden aber alle Kranken nach fünf bis sieben Wochen wieder gesund, auch ohne Kurieren, und ist niemand daran gestorben."

Was Steiner hier schildert, ist das typische Erscheinungsbild einer Hungerdystrophie, an welcher der Genuß des Kartoffelkrautes wohl nur mittelbare Schuld hat. Die Ödembildung ist jedenfalls durch einen langzeitlichen, schweren Eiweißmangel verursacht. Wenn die Kranken ohne Kurieren, wie es heißt, wieder gesund wurden, dann deshalb, weil sie wieder proteinreichere Kost angeboten bekamen. Dazu paßt auch eine weitere Eintragung vom Juli 1771: "In unserer Waldung hat die Herrschaft viele Hirsche und Rehe schießen lassen und das Fleisch in der Stadt Sonneberg und in den Ortschaften verkauft." Wir wissen, daß dies zu dem billigen Preis von einem Groschen für das Pfund geschah, denn Herzogin Charlotte Amalie (1730–1801) und ihr Ratskollegium waren eine durchaus aufgeklärte, den philanthropischen Ideen des Freimaurertums unverhüllt zugetane Regierung. Das unerwartete, gerade noch rechtzeitige Angebot an hochwertigem tierischem Eiweiß vor der neuen Ernte hat möglicherweise entscheidend geholfen, eine größere Katastrophe abzuwenden. Zugleich ist die Notiz eine der ganz seltenen Bekundungen eines sozial fürsorglichen Engagements der Obrigkeit.

Die folgende Eintragung schließt sich im Original unmittelbar an die obige Nachricht über die Dystrophie an: "Es wurde ausbekundschafet, daß in Coburg frei und unverboten viel Hafer zu kaufen sein sollte. So sind sehr viele Menschen dahin gelaufen, und hat jedes nach seinem Vermögen ein oder zwei Viertel gekauft und unterwegs oder in hiesigen Mühlen mahlen lassen. So viel Menschen aber von diesem Brot gegessen, so viel sind darauf ohne Verstand in einer halben Stunde

Tabelle 3: Sterbestatistik Sonnebergs von 1769 bis 1774

	1769	1770	1771	1772	1773
Erwachsene	16	17	18	25	14
Kinder	17	49	84	22	22
Ohne Angabe				46	18
Gesamt	33	66	102	93	54

hingefallen. Diese Krankheit hat vier bis sechs Stunden gedauert. Etlichen aber hat sie zwei bis drei Tage angehängt, bis sie wieder zu ihrer Vernunft gekommen. Weil nun die Menschen sahen, daß diese Krankheit von diesem Hafer herkomme, haben etliche Leute unter diesen mehr Pfeffer oder Branntwein getan. Es hat aber nichts geholfen." Das Krankheitsbild deutet auf eine Vergiftung hin, die wahrscheinlich durch ein Alkaloid, wie es im Mutterkorn vorkommt, ausgelöst wurde. Pfeffer und Branntwein mußten ohne die erhoffte Wirkung bleiben, aber im medizinischen Volksglauben waren es nun einmal die Hausmittel, von denen man sich eine desinfizierende Wirkung versprach. Wie groß aber mußte der Hunger sein, wenn man sehenden Auges alle gesundheitlichen Risiken auf sich nahm!

"Not bringt Tod!" meint der Volksmund und fügt hinzu: "Zuerst den Kindern, dann den Alten." Ein Blick auf die folgende Tabelle läßt uns erschrecken, wie wahr er spricht.

6. Not und Armut

Hungrisnöte dieses Ausmaßes blieben nicht ohne gravierende Auswirkungen auf die gesamte Wirtschaft, und sie trafen, wie dies alle Wirtschaftskrisen tun, die Bevölkerung nicht gleichmäßig. An der oft gehörten Meinung "die Armen mehr, die Reichen weniger" mag manches Wahre sein, die ganze Wahrheit ist es nicht. In Krisenzeiten, so heißt es weiter, versuche jeder seinen Besitzstand zu wahren. Auch das trifft gewiß für große Bevölkerungskreise zu, ganz gewiß aber nicht für alle;

denn für eine Minderheit ergeben sich ungeahnte Chancen zur Vermehrung des Eigentums.

Man erinnere sich dazu an Steiners Schilderung der redlichen, in Sonneberg wohlbekannten, in der Notzeit aber verarmten Menschen aus den umliegenden Dörfern. Mit hoher Wahrscheinlichkeit waren es Heimarbeiter aus den Industrieorten, die bisher an die Sonneberger Kaufmannschaft geliefert hatten, in der Notzeit aber ohne Aufträge blieben. Steiner dürfte sie deshalb so gut bekannt haben, weil er als Wismutmaler auf die Zulieferung der unbemalten Halbfertigwaren wie Spanschachteln und Holzspielwaren angewiesen war. Der Mechanismus der Verarmung dieser Heimarbeiter ist leicht zu durchschauen. Der Ansatzpunkt liegt in den Lebenshaltungskosten. Im ausgehenden 18. Jahrhundert mußte ein Normalhaushalt etwa zwei Drittel seines Einkommens für die Ernährung ausgeben. Bei diesen Relationen gab es so gut wie keine Möglichkeit, gestiegerte Lebensmittelkosten durch Einsparungen in anderen Lebensbereichen aufzubringen. Natürlich mußten Neuanschaffungen in schweren Notzeiten schließlich vollkommen zurücktreten. Die Folge war eine gewerbliche Rezession. Woher also sollte die Sonneberger Spielwarenindustrie Aufträge nehmen? Im gleichen Maße wie das Gewerbe gingen auch die Dienstleistungen zurück. Teuerung und Verdienstausfall, zwei zusammengehörige und sich gegenseitig verstärkende Effekte, zogen sehr oft Verpfändung und Veräußerung der Habe nach sich. Hausrat und Wäsche, schließlich auch Grundstücke und Häuser wechselten die Besitzer. So bedeute-

ten Hungersnöte auch immer eine Umverteilung des Vermögens. Die Zahl derer, die sich rigoros bereicherten, mag klein, sehr klein gewesen sein, vernachlässigbar war sie nicht, und ihre gesellschaftliche Wirksamkeit stand im umgekehrten Verhältnis zu ihrer Menge. Von einer bestimmten Größenordnung an ließ sich Vermögen vermehren wie nie zuvor. Was noch dazu gehörte, war das Ablegen moralischer Skrupel. Die Bereitschaft dazu ist latent in der gesamten Gesellschaft vorhanden, nur hat der Arme keine, der Reiche dagegen besonders günstige Möglichkeiten der Realisation.

7. Not und Gebot

"Not kennt kein Gebot!" reimt der Volksmund und meint damit die Fragwürdigkeit sittlicher Normen und juristischer Gesetze in extremen Situationen. Felddiebstahl wurde zu einem Alltagsdelikt, das die staatliche Gewalt schlichtweg überforderte. "Auch haben an allen Orten bei dieser Zeit auf vielen Feldern die Leute wachen müssen, weil Getreide, Erdäpfel, Kraut und was nur zu bekommen gewesen, solches alles durch Einheimische und Fremde bei Tag und Nacht entwendet worden! Es sind viele Leute mit Geld, Trillerhaus und anderen Strafen bedacht worden. So die Bauern aber dergleichen erwischt, haben sie diese nicht erst angezeigt, sondern bei der Tat mit Schlägen sogleich ausgezahlt."

Es gibt keinen einzigen Hinweis darauf, daß der Staat auf Übergriffe der Eigentümer reagiert hätte. Er hat sie wohl stillschweigend als Notwehr anerkannt. Fraglos aber war die Selbstjustiz ein Rückfall in das Faustrecht des Mittelalters. Der absolutistische Staat begründete seine moralische Existenz nicht zuletzt mit der Garantie für Recht und Gesetz. Wie man sieht, konnte er diesem Anspruch in Notzeiten einfach nicht gerecht werden.

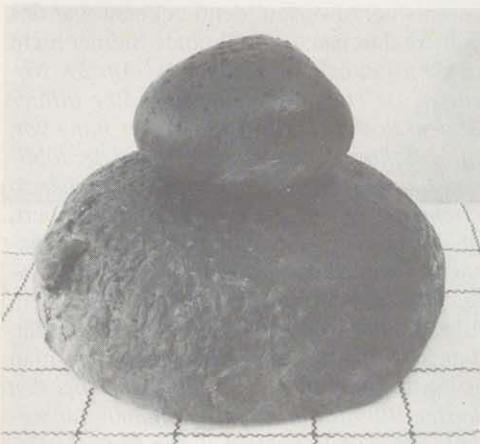
Das soll nicht heißen, er hätte gar nichts unternommen oder sei ganz und gar erfolglos geblieben. Staatliche, sogar kommunale Behörden waren ermächtigt, gegen den Wucher vorzugehen. In der Steinerschen Chronik befindet sich darüber bezeichnenderweise allerdings nur ein relativ unbedeutender Vorgang:

"1771. Da allhier gar kein Salz mehr zu bekommen war, machte sich ein hiesiger Bürger auf, der sonst auch mit Salz und anderer Ware handelt, und traf bei Judenbach einen Fuhrmann mit Salz, dem er einen Karren voll abhandelte und dafür sogleich etliche Taler draufgab. Der Bürger reiste sogleich wieder zurück und machte der Stadt bekannt, daß bei ihm bald ein Karren Salz ankomme, daß er solches aber nicht anders als die Metze um 12 Batzen verkaufen könnte, während es bisher doch nur 9 Batzen gekostet. Darum wurde vom ehrenwerten Stadtrat den Viertelsmeistern der heimliche Befehl gegeben, den Fuhrmann vor der Stadt zu erwarten und sich bei ihm nach dem Preis zu erkundigen. Als das geschehen war, wurde der Fuhrmann sogleich auf's Rathaus gebracht und erhielt im Beisein jenes Bürgers sein Geld für das gehandelte Salz ausbezahlt. Alsdann wurde das Salz durch die Viertelsmeister vor dem Rathaus ausgeteilt, und bekam jeder seine halbe Metze für drei Batzen. Viele Bürger waren mit ihrer halben Metze, weil es so billig, nicht zufrieden. Es bekam keiner mehr, bis jeder seine zugedachte Menge hatte. Hernach sind etliche Leute aus den Dorfschaften, die solches erfahren, gekommen, und hat jedes seine halbe Metze für drei Batzen bekommen. In drei Stunden war alles Salz verkauft. Es hat sich aber die ganze Bürgerschaft über die veranstaltete Ordnung sehr gefreut."

Die Feststellung mag im wesentlichen treffen, wenigstens für dieses Mal. Immerhin gab es auch einige unzufriedene Bürger. Zumindest deren Verhalten läßt Zweifel daran aufkommen, ob eine dauernde Reglementierung Zustimmung gefunden hätte. Die Verwaltung des Mangels ist eine undankbare Aufgabe, die letztlich genauso wenig vor Korruption und Privilegierung schützt wie die Macht des Geldes. Steiner weiß von keinen anderen obrigkeitlichen Eingriffen zu berichten. Aus anderem Zusammenhang sind Beschlagnahmungen von Getreide und Maßnahmen gegen wucherischen Aufkauf von Feldfrüchten bekannt. Derartige Maßnahmen, so gut sie auch gemeint waren, glichen in jedem Falle immer nur dem "Tropfen auf dem heißen Stein".

8. Vom Ende der Not

Vom Frühjahr 1772 an normalisierten sich die Getreidepreise schrittweise. Im Meininger Oberland erreichten sie zwar erst 1773 den alten Stand, ein wenig konnte aber die arme Gebirgsgegend davon profitieren, daß die Handelsbarrieren, die während der Notzeit überall aufgerichtet waren, Stück für Stück fallengelassen wurden. In Steiners Chronik enthält gleich die erste Nachricht des Jahres die Freudenbotschaft. "Am 25. April des Jahres haben uns die hiesigen Herren Kaufleute, welche in Frankfurt a.M. auf der Messe waren, sehr guten Trost schriftlich zu kommen lassen. Sie haben uns versichert, daß zu Frankfurt viele Schiffe mit Getreide angekommen sind und daß jedermann, so viel er will, Getreide um billigen Preis kaufen kann."

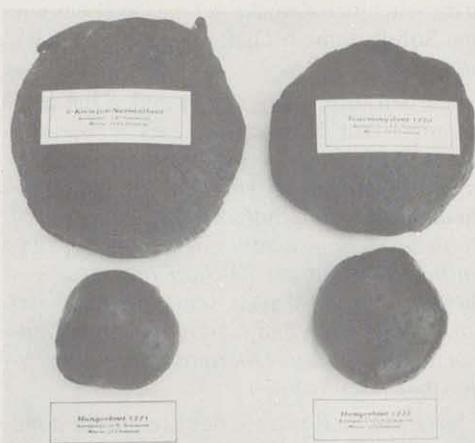


Nachbildung des 6-Kreuzer-Normalbrotes (2-Groschen-Brotes) und des Hungerbrotes 1771

Beide Fotos: Karl Eichhorn

Wie aber konnte man die gute Gelegenheit nutzen? Woher sollte nach der langen Teuerung, nach dem Einbruch im Gewerbe und Handel das bare Geld kommen? Um diesen Teufelskreis zu durchbrechen, mußte die Gemeinschaft handeln.

"Ich muß wieder an die fröhliche Schrift aus Frankfurt denken", schreibt Steiner, "denn es wurden zwei ansehnliche Bürger



Nachbildung der Entwicklung des 6-Kreuzer-Brotes von 1769 bis 1772

und Müllermeister, Nicol Hartung aus Sonnenberg und der andere aus Oberlind, mit etwas zusammengeschossenem Gelde nach Frankfurt geschickt, Getreide einzukaufen. Sie sollten auch bei Herrn Hauptmann Nicol Dietz, ansehnlichem Kaufmann allhier, vorsprechen, daß er bei dem Getreidekauf, wenn das Geld nicht hinlänglich wäre, bei dem dortigen Geldgeber gutschagen und sich in Frankfurt aufzuhalten möge, bis die Zahlung nachgeschickt sei, um noch mehr Getreide zu kaufen. Es war Herr Dietz auf dieses Begehr so gleich willfertig. Da aber der Kauf in barem Gelde bestehen mußte, kehrten die zwei abgesandten Männer wieder zurück, und Herr Dietz erwartete in Frankfurt die Anweisung und das Geld. So wurde vom Herrn Rentmeister Rippel allhier und von Herrn Baumann vom Hammerwerk zu Hüttensteinach der Stadt sehr viel Geld vorgeschosson. Herr Dietz hat bei Empfang des Geldes viel Getreide gekauft und durch die Schiffe bis Bamberg ungehindert geliefert."

Natürlich bleibt es bezeichnend, daß nur eine sehr schmale gesellschaftliche Oberschicht als Geldgeber fungieren konnte. Ebenso ist zu bemerken, daß der Staat nur begrenzt wirksam werden konnte. Diese Feststellung ist keine Abwertung der persönlichen Tatkraft des Oberamtmanns Wilhelm Wolfgang von Donop (1739–1813), dem es

zu diesem einen Zwecke gelang, so etwas wie eine Solidargemeinschaft von arm und reich ins Leben zu rufen.

Mit den folgenden Sätzen enden die Eintragungen zur Hungersnot: *"Es wurde von Herrn Oberamtmann von Donop veranstaltet, daß von Sonneberg und aus den Ortschaften die Bauern mit fünfzehn Wagen, jeder mit sechs Ochsen bespannt, nach Bamberg fahren mußten. Und am 29. Juni sind diese gedachten fünfzehn Wagen, schwer beladen mit Korn und Weizen und Gerste hier angekommen, und ist alles im Oberamtshaus mit Freuden abgeladen worden."*

Nach einem Resümee der Ereignisse stand dem Chronisten nicht der Sinn. Und wer wollte ihm das verdenken!

es schlecht steht." Diesem Zeitraum entspricht ziemlich genau der Zyklus der Teuerungen und Notzeiten, wie er aus Steiners Chronik ablesbar ist. Man darf daraus nicht schließen, daß eine solch allgemein bekannte Situation jede Familie verpflichtete, in den normalen Jahren für die schlechten vorzusorgen. Lebensmittel lassen sich eben nicht wie Geld sparen. Eine individuelle Vorsorge war also kaum möglich, ausgenommen ganz wenige Wohlhabende, die über Aufkauf- und Speichermöglichkeiten verfügten. Gegeben hat es sie, sonst hätte es auch keinen Wucher geben können. Um ihm das Wasser abzugraben und gleichzeitig die Grundversorgung zu sichern, war die organisierende Kraft des Staates gefordert. Gerade weil der Staat die Wirtschaft bis ins Kleinste dirigierte, erwuchs ihm andererseits die Pflicht zur Vorsorge.

Man kommt nicht umhin, ihm hier ein Verständnis vorzuwerfen; denn bekannt war das Problem durchaus, sonst könnte Steiner nicht aus dem Jahre 1771 berichten: *"Am 29. November ist Herr Amtmann Schröter allhier auf dem Rathaus gewesen; denn er hatte vor, mit dem ehrenwerten Magistrat und der löblichen Bürgerschaft einen Getreidespeicher zu errichten."* Wenn man sich daran erinnert, daß der Juli den Höhepunkt der Teuerung gebracht hatte, braucht man nur wenig Phantasie, um das Scheitern des Planes zu ahnen. Mitten in der Not war es bei weitem zu spät. Man ist deshalb kaum überrascht, wenn man als Fortführung liest: *"Es stand aber bei den meisten Bürgern in ihrem Vermögen nur wenig Geld, und so unterblieb die Einrichtung. In Schalkau war sie aber schon bei Anfang der Teuerung vorhanden und ist wohl bestanden."*

Ob man aus den Fehlern lernte und später einen Speicher anlegte, berichtet Steiner nicht. Was man nach der Notzeit tun konnte oder, besser gesagt, zu tun versuchte, ist nicht ohne Tragik für die Beamten, welche die Landesherrschaft vertraten. Die letzte Eintragung des Jahres 1772 macht es deutlich: *"Den 20. August sind allhier in Sonneberg die Wochenmärkte das dritte Mal angefangen worden, und es wurde von Herrn Amtmann Schröter ernstlich befohlen, daß jede Dorfschaft des hiesigen Gerichts Getreide hierfür zum Wo-*

9. Ursachen und Wirkungen

Zweifellos war die Hungersnot von 1770/72 eine unmittelbare Folge von Mißernten. Man könnte sich mit dieser Erklärung zufriedengeben, wenn sie eine Ausnahme darstellte. Das aber tut sie gerade nicht, im Gegenteil, sie war nur der Höhepunkt in einer Kette von Notjahren, und nur ein naives Gemüt wird sie auf die verregneten Sommer der Jahre 1770 und 1771 zurückführen. Der verschiedentlich geäußerten Meinung, sie sei eine Spätfolge des Siebenjährigen Krieges, vermag ich mich nicht anzuschließen. Dagegen sprechen einige gute Erntejahre mit wohlfeilen Preisen. Etwas anderes ist es freilich, wenn man in den Kriegen und ihrer zerstörerischen Wirkung auf alles Produktive überhaupt eine tiefere Ursache erblickt. In der Tat bildeten die ständigen Kriege im Zeitalter absolutistischer Kabinettspolitik ein wichtiges Glied in dem gesellschaftlichen Bedingungsgefüge, das die Notzeiten auslöste.

Ein anderes war der Entwicklungsstand der Landwirtschaft, der auch in guten Jahren nur wenig Überschüsse hervorbrachte. Nicht nur die ausgesprochenen Mißernten, schon geringe Ausfälle hatten schwerwiegende Folgen. 1814 schrieb der Pfarrer Timotheus Heim (1751–1820) in seiner "Topographie des Pfarrspiels Effelder": "Auf drei gute Kornjahre kann man immer eins rechnen, wo

chenmarkt fahren müsse, je nach der Größe des Dorfes ein bis drei Fuder, wie es vom fürstlichen Amte verlangt worden. Das angelieferte Getreide ist vom Rat Johann Heubach besehen und sein Preis festgesetzt worden. Es mußten die Bauern, wenn auch wider Willen, so verkaufen." Wie lange dieser Zwang funktionierte, berichtet Steiner nicht. Es kann aber nicht lange gewesen sein, denn in stiller Resignation schreibt er 1795: "Es sind schon oft die Wochenmärkte in Sonneberg angefangen worden, haben aber niemals Bestand gehabt. So hat man wieder am 17. Oktober damit angefangen, ist aber wieder umsonst gewesen."

In der Tat handelte es sich um eine total verfahrene Situation, und gar zu leicht könnte man denken, mehr Festigkeit und ein längerer Atem der Obrigkeit hätte Besseres bewirken können. Nichts wäre verfehlter. Die tieferen Ursachen für diese und ähnliche Mißerfolge liegen keineswegs im laxen Umgang mit den eigenen Anordnungen, vielmehr konnten weder Appelle noch Strafen die Sachzwänge aus der Welt schaffen. Die Bauern im Oberland produzierten nur wenig Überschüsse, sie waren selbst arm, und über die Grenzen seines Amtes hinaus konnte kein Amtmann gebieten. Auf der Basis eines Gebietes von weniger als 300 Quadratkilometern, davon wiederum weniger als die Hälfte landwirtschaftlich nutzbar, ließ sich kein Agrarmarkt aufbauen, der etwa 12 500 Menschen ernähren konnte. Man errechnet leicht einen Bevölkerungsdurchschnitt von 42,5 Bewohnern/qkm, von denen wiederum die Mehrzahl hauptsächlich im Gewerbe tätig war und die Landwirtschaft, wenn überhaupt, dann nur zu einer teilweisen Selbstversorgung betreiben konnte, damit sich in Notzeiten vielleicht das Alterschlammste verhindern ließ. Zu einem solchen Rettungsanker mußten die kargen Felder auf den steinigen Hängen oft genug herhalten.

Die geschilderten Verhältnisse sind keineswegs übertrieben, eher trifft für die Hungerzeiten das Gegenteil zu; denn dann schotteten sich nicht nur die politischen Territorien, sondern sogar die einzelnen Ämter und Ortschaften voneinander ab. Welche unsäglichen Tragödien sich dahinter verbargen, soll hier nur durch ein Beispiel aus dem Kirchspiel Schal-

laus angedeutet werden. Am 17. Mai 1772 schrieb der Pfarrer ins Totenbuch: "... begrub ein armer Mann von Limbach seine unter freiem Himmel gestorbene Frau selbst." Sie hatte gehofft, in der bäuerlichen Gegend etwas Eßbares erbetteln zu können und war dabei zugrunde gegangen. Allein in diesem Kirchspiel finden sich weitere sieben bitterliche Eintragungen über unbekannte, tot aufgefunden Personen aller Altersklassen beiderlei Geschlechts.

Betrachtet man alle bisher genannten Fakten, so entpuppen sich die Hungersnöte des 18. Jahrhunderts zwar nicht ausschließlich, aber doch zu einem beträchtlichen Teil als Krisen des Systems. Reformen waren unausweichlich, und unbestritten gehörten dazu Öffnung der Kleinstaaten nach außen und Entwicklung der Produktivkräfte im Inneren. Die Probleme wurden durchaus erkannt, aber wie immer in solchen Fällen erwies sich die Lösung schwieriger als die Analyse. Erst 1789 konnte eine Konferenz in Rodach zwischen den sächsischen Herzogtümern Meiningen, Hildburghausen und Coburg-Saalfeld "von nun an und zu ewigen Zeiten zwischen diesen Ländern ein völlig freies Commerzium und freier Verkauf betreffend Getreide, freier Besuch der Wochenmärkte, Verbot alles wucherischen Einkaufs von Getreide, Kartoffeln, Branntwein und anderer Lebensmittel" vereinbaren. Es bleibt bezeichnend, daß erst eine drohende Teuerung die Regierungen dazu brachte.

Über einige unmittelbare Versuche weiß auch Steiner zu berichten. Vom August 1771 schreibt er: "Die letzten Tage des August ist wieder sehr schöne Witterung geworden, und so ist unser hiesiger Herr Oberamtmann von Donop nach Coburg gereist und hat seine geschickten Reden bei der dortigen Herrschaft vorgebracht. Und weil wir doch den Coburgern aus Mitleid die Erdäpfel fuderweise haben zukommen lassen, so wurde versprochen, daß allen oberländischen Untertanen auf den Coburger Wochenmärkten Getreide zu kaufen erlaubt sei. Aber kein Müller oder Bäcker solle sich solches unterstehen." Es war ein zaghafter Versuch der Öffnung und Zusammenarbeit, aber immerhin, man kann Oberamtmann von Donop die Hochachtung nicht



Kursächsische Hungermedaille von 1771/72 (Erzgebirge) Unbekannter Medalleur, Zinn, 43 mm ø.
Vs: Säule mit kursächsischen Wappen. Umschrift: große Theuerung – schlechte Nahrung. Inschrift: Sach-sens Denck-mahl 1771 – 1772.

Rs: Inschrift in acht Zeilen. 1 Sch: Korn 13 Th: 1 Sch: Weitze 14 Th: 1 Sch: Gerste 9 Th: 1 Sch: Haber 6 Th: 1 lb: Butter 8 gr 1 lb: Brot 2 gr

Besitzer und Foto: Staatliches Museum zu Berlin

versagen. In den drei Ämtern (Sonneberg, Neuhaus und Schalkau) hatte er, getreu seinem Amtseid, wirklich "auf das Beste" gesehen.

Die Notiz ist auch kulturgeschichtlich interessant. Zwischen den Zeilen gibt sie einen Einblick in die Anfänge des Kartoffelanbaus im Sonnebergischen und Coburgischen. Vom Mai 1771, also nur kurze Zeit vorher, hatte Steiner berichtet: "Auch haben einige hiesige Inwohner aus Mitleid ihre noch übrigen Erdäpfel an die Coburger verkauft. Fuderweise wurden die Erdäpfel wegen des großen Hungers nach Coburg geschafft. Da aber der Hunger allhier immer größer eingerissen, geschah von der hiesigen Obrigkeit zur Vorsicht ausdrückliches Verbot, noch mehr Erdäpfel aus dem Land zu schaffen."

Offensichtlich hatte man in dem fruchtbaren Itzgrund die Getreidenahrung noch lange Zeit der gerade eingeführten Kartoffel vorgezogen. Das war auch verständlich; ihr gesundheitlicher Wert war stark umstritten. Für viele Ärzte gab es keine Krankheit, für die nicht der "unselige Kartoffelgenuss" – so

Goethes Verdikt im Wilhelm Meister – herhalten mußte. Wer es sich leisten konnte, griff zur Getreidenahrung. Die Gebirgsbewohner dagegen waren froh, eine Nutzpflanze gefunden zu haben, die auch auf dürtigem Boden gedieh und als typische Kochfrucht noch dazu den Gang zur Mühle ersparte. Die Hungersnot hat schließlich auch in den fruchtbaren Landstrichen den Kartoffelanbau forciert.

In der Folge hat es nicht an Versuchen gefehlt, durch Verbesserungen in der Landwirtschaft den Mißernten vorzubeugen. Sie waren auch keineswegs erfolglos. Besseres Saatgut, Futterpflanzen-, insbesondere Kleeanbau, der Übergang zur Stallfütterung, schließlich Bodenverbesserung, verstärkter Obstbau, Vorratswirtschaft und vieles andere blieben nicht ohne Wirkung. Die herzogliche Verwaltung schließlich versuchte sich in der Förderung von Handel und Industrie, auch dies nicht ohne Erfolg, konnte bei allem aber natürlich nicht über den eigenen Schatten der Kleinstaatenrei springen. Bei allen Anstrengungen, die uneingeschränkte Anerkennung verdienten, konnten deshalb prinzipiell nur sehr begrenzte Fortschritte erzielt werden.

Die ständige Angst vor dem Hunger blieb in unserer Heimat bis weit in das 19. Jahrhundert hinein, auch wenn sich Hungersnöte solchen Ausmaßes erst 1816 und 1847 wiederholten.

Das treue Gemüt unseres Gewährsmannes Johann Martin Steiner sah in der Hungersnot ein göttliches Strafgericht. Die Mehrheit dachte nicht anders. Im Juni 1771 hatte die Landesherrschaft ein Kirchengebet angeordnet, das fortan jeden Sonntag zweimal von der Kanzel zu verlesen war. Der Text war bisher leider nicht zu eruieren, seine Wirkung ist uns durch Steiners Chronik glücklicherweise bekannt: "Ich kann dieses Jammern nicht genug beschreiben. Es sind sehr viele Tränen vergossen worden." Ähnlich berichtet er über den außerordentlichen Bußtag vom 21. Juli 1771: "Hier in Sonneberg hat unser Adjunktus Musäus vormittags und Herr Kaplan Daniel Müller nachmittags gepredigt, wobei man sehr vieles Seufzen und Weinen gehört."

Zu öffentlichen Unmutsäußerungen, wie sie von anderen thüringischen Orten durchaus bekannt sind, ist es im Sonnebergischen nicht gekommen. Nach allem versteht man den Stoßseufzer, mit dem Steiner die (erst 1781 geschriebene) kurze Einleitung zu seinen chronikalischen Aufzeichnungen ab-

schloß: "Gott helfe, und ich wünsche, daß unsere Nachkommenschaft nimmermehr mit Unruhe beladen werde und keine Plagen zu ihren Hütten sich nähren!"

Quellen:

1. (Autorenkollektiv): Deutsches Brotmuseum Ulm. Braunschweig 1980
2. Classen, J.: 15 Kometenflugblätter des 17. und 18. Jahrhunderts. Pulsnitz 1977
3. Gerhardt: Handbuch der Münz-, Maß- und Gewichtskunde. Berlin 1795
4. Heim, Friedrich Timotheus: Topographie des Pfarrspiels Effelders 1808–14. Effelder 1993
5. Kaiser, Hermann: Heimatgeschichtliche Stoffe für die Schulen des Kreises Sonneberg, 3. Teil. Sonneberg 1925
6. Kirchenbücher von Sonneberg, Schalkau, Steinach
7. Müller, Adolf Wilhelm (Hrsg.): Aus der Steinerschen Chronik von Sonneberg. Sonneberg 1926
8. Pasternak, Boris: Stichotvoreniya i Poemü. Moskwa-Leningrad 1965 (russisch)
9. Sigismund, Berthold: Landeskunde des Fürstentums Schwarzburg-Rudolstadt. Rudolstadt 1862

Klaus Gasseleder

Der Weg zurück

Tagebuch einer Rückkehr nach Franken (1992)

Prolog

Es war wie überall in den kleinen Städten. Ein gänzlich unbestimmtes Gefühl der Enge, die feste Überzeugung, daß in der Heimatstadt nichts los sei, ohne daß jemand benennen konnte, was eigentlich hätte los sein sollen, trieb uns hinaus in die ach so weite Welt. Wir glaubten, hier alles bereits zu kennen, und dachten uns das Draußen voll von Neuem und voll von Freiheit.

Mit dieser Neugierde in Kopf und Bauch sind viele von uns weggegangen, sind drau-

ßen verkümmert oder gereift, und haben nie mehr zurückgefunden, sind eingetaucht in eine andere oder auch in eine fast gleiche Welt, sind hängengeblieben an fernen Orten, in Berufen, die sie hier nicht hätten ausüben können oder bei ihren großen und kleinen Lieben, haben mit ihnen Familien gegründet und Häuser gebaut.

Es war ein Weggehen in vielen kleinen Schritten, als ich vor einem Vierteljahrhundert die Stadt am Main mit ihren fleißigen Menschen verließ, um ein Studium in der